

---

# Qualitative Verfahren und die Untersuchung sozialer Benachteiligung

Daniela Schiek

---

## Zusammenfassung

Der Beitrag behandelt die spezifische Beziehung zwischen der interpretativen Sozialforschung und der Untersuchung sozialer Ungleichheit, wie sie vor allem in Bezug auf Armut und soziale Ausgrenzung besteht. In einem ersten Schritt wird die ursprüngliche Verbindung zwischen dem interpretativen Paradigma und der Erforschung sozialer Benachteiligung herausgestellt: Die frühen explorativen Studien in unterprivilegierten Milieus können als Ausgangspunkt interpretativer Ungleichheitsforschung betrachtet werden, auch wenn sie heute in anderen „speziellen Soziologien“ auf- und dabei fast untergehen. In einem zweiten Schritt werden die qualitativen Methoden selbst auf ihr „doing classes“ hin erörtert, wie es insbesondere bei offenen Interviews, aber ebenso bei ethnografischen Feldaufenthalten unterstellt wird. Diskutiert wird, ob dies der Grund dafür ist, warum qualitative Forschung in unterprivilegierten Milieus zwar ihren Anfang nahm, aber (in Deutschland) heute kaum noch praktiziert wird. Oder sind eigene Verhaltens- und Status-Unsicherheiten qualitativer Sozialforscher\_innen für ihr nachweisliches Unbehagen bei der Anwendung offener Verfahren in unteren Schichten verantwortlich?

---

Ich danke den Herausgeber\_innen für ihre hilfreichen Hinweise zur Überarbeitung des Manuskripts. Auch Carsten G. Ullrich möchte ich für seine Durchsicht und (wie immer) verbessernde Kritik danken

---

D. Schiek (✉)  
Universität Duisburg-Essen, Essen, Deutschland  
E-Mail: daniela.schiek@uni-due.de

## 1 Einleitung

Im vorliegenden Beitrag geht es um das spezifische Verhältnis, das interpretative Verfahren der empirischen Sozialforschung mit der Untersuchung sozialer Ungleichheit, insbesondere von Armut und sozialer Ausgrenzung eingehen. So kann zum einen von einer genuine Verbindung gesprochen werden, die zwischen dem interpretativen Paradigma und der Untersuchung sozialer Benachteiligung besteht. In Antwort auf verhaltens- bzw. lerntheoretische und funktionalistische Ansätze betonten die Vertreter der frühen Chicagoer Schule wie auch schon Weber und Simmel,<sup>1</sup> wie „eigensinnig“ die Akteur\_innen mit unterprivilegierten Lebensbedingungen und kulturellen Symbolsystemen umgehen. Dabei sei es, auch in Hinblick auf sozialpolitische Debatten und Konzeptionen, die Aufgabe der Sozialforschung, die komplexen sozialen Herstellungsprozesse von Deutungsmustern und Handlungsorientierungen zu rekonstruieren. Wie wird Unterprivilegierung von den gesellschaftlichen Akteur\_innen im Alltag *realisiert*? Zahlreiche Ethnografien der frühen Phase empirischer Sozialforschung verfolgten diese Fragestellung. Heute gelten sie aber vor allem als rein methodologische Lehrstücke. Auch gehören unterprivilegierte Milieus besonders in Deutschland zu den eher unbeliebten oder zumindest sehr schwach frequentierten Forschungsfeldern der qualitativen Sozialforschung.

Denn neben einer ursprünglichen Verbindung lässt sich zum anderen auch eine Ambivalenz zwischen interpretativen Verfahren und der Sozialforschung in unterprivilegierten Milieus ausmachen. Deren Gründe scheinen zunächst in der Annahme einer vermeintlichen Überforderung benachteiligter Gruppen mit offenen

---

<sup>1</sup>Eventuell irritiert die schnelle Zusammenführung der Chicagoer School mit den genannten soziologischen Klassikern. Wie auch in Abschn. 1 noch deutlich wird, kann und soll hier jedoch keine Einführung in die Geschichte der qualitativen Sozialforschung erfolgen. Ich folge hier den historischen und inhaltlichen Verbindungslinien zwischen der Chicagoer School und den deutschen Klassikern, wie sie in entsprechenden Einführungen gezeichnet und von verschiedenen Autor\_innen weitgehend geteilt werden (bspw. Helle 1977; Bude 1988; Strübing und Schnettler 2004; Rosenthal 2005, S. 29 ff.; Keller 2012). Dabei handelt es sich keineswegs um großzügige Interpretationen, sondern um die Rekonstruktion expliziter Bezüge und persönlicher Beziehungen. Diese bestanden nicht nur durch Studienaufenthalte von Chicagoer Gründungseltern (bspw. Small, Mead und Park) bei z. B. Simmel, Dilthey und Weber in Deutschland. Ebenso haben später auch – und das haben wir soziologie- und methodengeschichtlich zu beachten – einige Vertreter\_innen der verstehenden Soziologie (darunter u. a. Mannheim und Schütz) Europa wegen des Holocausts verlassen müssen und in den USA entsprechende Verbindungen gesucht und fortgeführt.

Situationen und einer entsprechenden Schonhaltung zu deren Gunsten zu liegen. Offenheit – ein konstitutives Prinzip qualitativer Forschung – wird sowohl in standardisierten als auch in qualitativen Untersuchungen als bei sozial Benachteiligten kaum anwendbares Instrument beschrieben oder wenigstens mit entsprechenden Vorbehalten versehen (Esser 1973; Kohli 1978; Spöhring 1995; Flick 1999; Schnell 2012). Es lassen sich aber auch Hinweise darauf finden, dass sich qualitative Forscher\_innen, obwohl sie sich theoretisch bestens damit auskennen, kaum mit den eigenen Rollen- und Status-Ängsten auseinandersetzen und diese auf die Befragten projizieren. Sowohl in der Ethnografie als auch bei reaktiven Verfahren werden qualitativen Forscher\_innen Berührungssängste und Vorurteile gegenüber benachteiligten Milieus bescheinigt, wohingegen der Umgang Unterschichtsangehöriger mit den Rollen und Instrumenten auch der qualitativen Sozialforschung als durchaus gekonnt erachtet wird (Bardt 1975, 1985; Lindner 1981; Bott 2010). Sozial Benachteiligte sollen sich gegenüber qualitativen Sozialforscher\_innen und Untersuchungsverfahren sogar sehr viel souveräner und datentechnisch daher auch weit auszufriedenstellender verhalten als Angehörige hoch qualifizierter Eliten.

Zwar werden die milieuspezifischen Vorurteile und eigenen (Status-) Ängste in der ethnografischen Forschung und hierbei wiederum im englischsprachigen Raum sehr viel stärker reflektiert als in der Interviewforschung. Auch wirkt das Problem offener Artikulation in Verfahren virulenter, die fast ausschließlich auf Verbalisierung setzen. Deshalb stehen verbale und dabei vor allem narrative Verfahren im vorliegenden Beitrag auch im Vordergrund. Eine ausschließliche Begrenzung des Problems auf reaktive Erhebungen kann jedoch nicht gerechtfertigt werden, sodass sich im vorliegenden Beitrag stellenweise eine Vermengung zeigen wird. Begründen lässt sich dies zum einen damit, dass zur datenpluralistischen Ethnografie auch Gespräche gehören, während bei qualitativen Interviews auch nonverbale und ethnografische Elemente eine erhebliche Rolle spielen. In der Forschungspraxis sind also die Grenzen zwischen Ethnografie und Interviewforschung fließend und beide Zugänge sind oft datenplural bzw. multimodal. Zum anderen geht es hier wie dort um Zugänge zum Feld, bei denen die einen zwar versierter sein mögen als die anderen. Veröffentlichungen über Feldaufenthalte in Gettos oder der Unterschicht drängen sich im deutschsprachigen Raum derzeit trotzdem nicht in Massen auf. Es lassen sich hier sogar leichter Interviewstudien finden, sodass sich der Eindruck, es könnten „Blockaden“ gegenüber einer qualitativen Sozialforschung in benachteiligten Milieus bestehen, nicht eindeutig auf den einen oder den anderen Zugang beschränken lässt.

Armut und soziale Ausgrenzung (als bzw. in Folge mehrdimensionaler Depri- viertheit) stellen nur Teilbereiche, jedoch extreme Formen sozialer Ungleichheit

dar. Für die qualitative Sozialforschung ist dieser Bereich eine ihrer bedeutendsten „Wiegen“, gleichzeitig offenbar ein vergleichsweise schwieriges Feld. Deshalb steht sie im vorliegenden Beitrag im Fokus. Sowohl die ursprüngliche Verbindung zwischen der interpretativen Sozialforschung und Fragen nach sozialer Benachteiligung als auch die ambivalente Beziehung zwischen qualitativen Verfahren und der Forschung in unterprivilegierten Milieus, bilden also die Schwerpunkte dieses Beitrags.

Hierzu wird in einem ersten Abschnitt skizziert, inwiefern sich die ersten Studien der Chicagoer Schule vor allem für Fragen der Wanderung und der Sozialstrukturierung in unteren Klassen interessierten (Abschn. 2.1). Da diese und entsprechende gegenwärtige Untersuchungen aber heute kaum dezidiert als Teile der Ungleichheitsforschung sondern beispielsweise als Gemeinde-, Biografie- oder Geschlechterforschung wahrgenommen werden, werden hier auch die disziplinären Stränge vorgestellt, in die sich die interpretative Ungleichheits- und insbesondere Armuts- und Ausgrenzungsforschung verteilt (Abschn. 2.2).

Im zweiten Abschnitt geht es um den vermeintlichen Klassen-Bias interpretativer Verfahren. Hier wird zuerst auf die weitgehende Zurückhaltung eingegangen, die heute bei der Anwendung interpretativer Verfahren in unterprivilegierten Milieus in Deutschland festzustellen ist. Ein Grund dafür könnte die (auch) unter qualitativen Forscher\_innen verbreitete Annahme sein, das Prinzip der Offenheit sei ein Bildungs- und (mindestens) Mittelschichtprivileg. Diese These wird näher beleuchtet (Abschn. 3.1). Anschließend wird das *doing inequality* durch Sozialforscher\_innen in der unmittelbaren Feldforschungs- und hierbei vor allem der Interviewpraxis erörtert, wie es in der Methodenliteratur – in Deutschland allerdings eher kaum und insgesamt leider nur selten empirisch – untersucht wird (Abschn. 3.2). Abschließend erfolgt ein kurzes Fazit (Abschn. 4).

---

## **2 Qualitative Verfahren und die Erforschung unterer sozialer Klassen**

### **2.1 Qualitative Verfahren und die Untersuchung sozialer Benachteiligung: Eine genuine Verbindung**

Aufschlussreiche Einführungen in die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung und das interpretative Paradigma gibt es unzählige (z. B. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973; Bulmer 1990; Rosenthal 2005; Keller 2012 – um nur einige zu nennen). Deshalb konzentriere ich mich hier auf ihre spezifische Verbindung zur Erforschung sozialer Unterprivilegierung. Diese ist zwar stets

implizit in den Einführungen enthalten (etwa Bulmer 1990; Wenzel 1990; Keller 2012). Selten aber wird die ursprüngliche Verbindung zwischen qualitativen Verfahren und der Forschung zu Prozessen sozialer Ungleichheit explizit gemacht und das spezifische Potenzial auch qualitativer Methoden für die Untersuchung von Unterprivilegierung in Erinnerung gerufen. Umgekehrt greifen Ungleichheits- und Armutsforscher\_innen heute eher selten ausdrücklich auf die verstehende Soziologie und das interpretative Paradigma zurück. Dagegen erfreuen sich Vertreter\_innen strukturalistischer Ansätze, etwa Bourdieu, weit größerer Beliebtheit als die (amerikanischen) Autor\_innen des interpretativen Paradigmas, wie sich bereits in der allgemeinen soziologischen Lehre zeigt (Gerhards 2014).

Dabei ist unstrittig, dass die qualitative Forschung mit der Untersuchung von sozialer Ausgrenzung ihren Anfang nahm. Dementsprechend werden Park, Thomas und Znaniecki, und bereits Mead ein hauptsächliches Interesse an der Untersuchung von Sozialität in und mit benachteiligten Gruppen bescheinigt (z. B. Deegan und Burger 1978; Joas 1988; Neckel 1997; Löw 2001). Zahlreiche Studien über Ausgrenzung, Marginalisierung, Gettoisierung, Armuts- und Wohlfahrtskulturen gehören stets zum zitierten Kanon klassischer qualitativer empirischer Studien. „The Hobo“ (Anderson 1923), „The Marginal Man“ (Park 1928), „Caste and Class in a Southern Town“ (Dollard 1937), „The Polish Peasant“ (Thomas und Znaniecki 1958a), die „Kultur der Armut“ (Lewis 1968), die „Außenseiter“ (Becker 1973), „Streetwise“ (Anderson 1992), „Street Corner Society“ (Whyte 1943), „Tally’s Corner“ (Liebow 1967) oder die „Gegenkultur in der Arbeiterschule“ (Willis 1979) sowie die Arbeiten von Hughes (1994) dürften zu den prominentesten zählen. Für den deutschsprachigen Raum wird als eine der ersten Feldstudien stets die Marienthal-Studie zitiert, die sich ebenfalls mit Arbeitern und Arbeitslosigkeit befasste (Jahoda et al. 1975). Auch in Deutschland lassen sich erste qualitative empirische Arbeiten vor allem auf Klassenunterschiede beziehen. Hier wurden nicht nur narrative Einzelerhebungen bei Arbeitern erprobt (Popitz et al. 1957). Ebenso wurde auch das qualitative Gruppendiskussionsverfahren zur Untersuchung der politischen Haltungen Deutscher nach dem Holocaust verwendet, um die Herausbildung der kollektiven milieutypischen Perspektive sozialer (Arbeiter-, Wohnungslosen- und Flüchtlings-) Gruppen zu untersuchen (Pollock 1955; Mangold 1960). Lindner (2004, S. 97 ff.) entdeckt auch eine Ethnografie zur Armen- und Arbeiterbevölkerung Berlins aus dem frühen 20. Jahrhundert. Ungleichheitsforschung, und hierbei vor allem die Untersuchung von Unterprivilegierung, sind also gewissermaßen bei den qualitativen Verfahren zu Hause.

Dennoch werden qualitative Methoden und Ungleichheits- und Armutsforschung nicht als eine solch gewohnheitsmäßige Verbindung gesehen wie es bei

den standardisierten Verfahren der Fall ist. Dabei sind die Fragestellungen der qualitativen Forschung anders gelagert, was auch in ihrem theoretischen Hintergrund, dem interpretativen Paradigma, und seinen methodologischen Konsequenzen begründet ist.

Die wohl wichtigste Antwort des interpretativen Paradigmas auf verhaltens- und lerntheoretische sowie funktionalistische Theorien ist die des theoretischen wie empirischen Fokus auf die soziale Interaktion als interpretativen Prozess, der die Bedingung und den Sinn für Handlungen abgibt. Die Situation sozialer Interaktion ist Entstehungs- und Gebrauchskontext von Bedeutungen; Handlungen sind immer schon Ergebnis sozialer Prozesse; sie werden mit Anderen in sozialen Situationen ausgebildet. Auch Normen, Status, Rollen und anderes sozialstrukturelles Wissen tragen die Akteur\_innen als empirisch scheiterbare Annahmen in die Situation und realisieren sie erst durch wechselseitige Bezugnahmen und die Synchronisation ihrer Handlungen, und zwar ständig neu (Mead 1973; Wilson 1973; Cicourel 1973; Garfinkel 1967; Blumer 2004). So wenig stabil und festgelegt Situationsdefinitionen, Handlungen und Rollen sind, so sehr sind auch die Selbstdefinitionen, sofern auch sie durch Interpretationen von und in Interaktionen entwickelt werden, immer tentativ, auch wenn das Alltagswissen mit Homologie- und Kontinuitätsannahmen operiert und hieran Selbst- und Fremdverstehen orientiert, dadurch wiederum Folgesequenzen und -situationen mitbewirkt.

Methodologisch folgt daraus nicht nur das Prinzip, Daten mittels offener sozialer Interaktionen zu erheben und kontextabhängig zu interpretieren. Aus der Überzeugung, dass Bedeutungen und Handlungen in Interaktionen hergestellt und verändert werden (müssen) und kulturelle Symbolsysteme nicht umstandslos erlernt und nachgeahmt werden (können), folgt zudem, dass Deutungsmuster nicht unmittelbar aus strukturellen Bedingungen abgeleitet werden, sondern den Akteur\_innen „eigensinnige“ Umgangsweisen mit diesen zugetraut werden können. Dazu gehört auch, dass sie das, was sie „im Sinn haben“, mit *ihren* empirisch bewährten Verfahren verständlich machen müssen und können.

Das Deuten und Handeln von Unterprivilegierten als im jeweiligen Kontext sinnvoll und kreativ, reflexiv und veränderbar beschreiben zu können, war dementsprechend eines der wesentlichen Ergebnisse vieler der oben zitierten Armuts- und Ungleichheitsstudien. Doch vor allem im Zusammenhang mit der Reproduktion von Armut und Ausgrenzung konnte sich die Untersuchung der interaktiven und reflexiven Ausbildung „sinnvoller“ Deutungsmuster und Handlungsorientierungen nicht nachhaltig durchsetzen. Demgegenüber kann die Auffassung, dass sich die im Herkunftsmilieu entwickelten habituellen Dispositionen lebenslänglich stabil halten (z. B. Bourdieu und Passeron 1971, S. 28), als nach wie vor allgemein vorherrschend bezeichnet werden. Der Analyse

kultureller Deutungen und Wirkungen von Armut, sozialer Ungleichheit und Sozialpolitik könne, so Ullrich (2003, S. 1), ein „strukturalistischer Bias“ und eine entsprechende Vernachlässigung kultur- bzw. wissenssoziologischer Perspektiven bescheinigt werden. Dabei liegt mit Webers Antrittsrede zur Übernahme des „Archivs für Sozialgesetzgebung und Statistik“ auch und gerade hierzu ein frühes und prominentes Plädoyer vor (Weber 2004). Auch die Gedanken von Simmel (1906) zur „Soziologie der Armut“ im gleichen Archiv lassen sich in diese Richtung lesen. Ebenso steht die Entwicklung der Sozialforschung in der Chicagoer Schule in engstem Zusammenhang mit Sozialpolitik (vgl. hierzu ausführlich Bulmer 1990; zum sozialpolitischen Wirken Meads vgl. z. B. Diner 1980; Shalin 1988).

Gleichwohl existieren bedeutsame Stränge interpretativer Forschung zu sozialer Unterprivilegierung innerhalb der Soziologie, auch wenn diese üblicherweise in anderen speziellen Soziologien verankert sind und nicht als zentrale Pfeiler der Ungleichheitsforschung wahrgenommen werden.

## 2.2 Ankerplätze interpretativer Ungleichheitsforschung

Die im vorangegangenen Abschnitt vorgestellten qualitativen Untersuchungen werden eher selten als Armuts- und Ungleichheits- oder Sozialpolitikforschung benannt. Stattdessen werden sie im Allgemeinen auf die Migrations-, Biografie- und Gemeinde- bzw. Stadtsoziologie aufgeteilt, wodurch ihr ursprünglicher Verweis auf Prozesse und Mechanismen sozialer Ungleichheit hinter der Wahrnehmung von zuvorderst „Heterogenitäten“, Raumverhältnissen und „subjektiven“ Lebensbeschreibungen verschwindet. Oder sie werden als rein methodologische Lehrwerke gelesen, in denen der Inhalt wie zufällig wirkt. Beide Lesarten sind wichtig und richtig, zumal sie zeigen, wie grundlegend und breit aufgestellt qualitative Forscher\_innen in der Ungleichheitsforschung sind. Aber es existiert kaum die dritte mögliche Lesart einer starken und dezidierten interpretativen Ungleichheits- und Armutsforschung; die fundierte Verbreitung qualitativer Forschung zu Armut und sozialer Ungleichheit ist fast nur für bereits in den jeweiligen Feldern Versierte erkennbar.

So zielten die *stadt- und gemeindesoziologischen* Studien der Chicagoer Schule zuvorderst auf die Untersuchung von Ungleichheitsprozessen im Zuge von (De-) Industrialisierung, Urbanisierung und Wanderung (Bulmer 1990; Neckel 1997; Lindner 2004; Löw 2001) und zählen auch heute noch vor allem Ethnisierungs-, Gentrifizierungs- und Gettoisierungsprozesse zu den zentralen Themen

der Stadt- und Regionalsoziologie (z. B. Keller 2005; Häußermann 2006). Umgekehrt können die frühen *community studies* als erste Sozialstrukturanalysen in den USA gelten, die Entwicklung der Methoden empirischer Sozialforschung nahm in den USA mit der explorativ untersuchten Frage, wie soziale Ungleichheit sowie soziale Probleme verstanden werden (können), ihren Anfang. Entsprechend surveyhaft lesen sich die Inhaltsverzeichnisse der Ethnografien: Freizeitverwendung, Ökonomie, Heiratsverhalten, Symbol- und Wertesysteme, Mobilität, Politik und Sozialstruktur, Freunde und Netzwerke (bspw. Whyte 1943; Dollard 1937; Lynd und Lynd 1956; Liebow 1967; Anderson 1992). Neben der Zusammenschau quantitativer und qualitativer Daten bestand und besteht das Spezifische an den explorativen Erkundungen darin, den „sinnvollen“ Umgang der unterprivilegierten Klassen mit den Strukturen aufzuzeigen und die kulturellen Symbolsysteme und Handlungsorientierungen nicht als Ursache sondern als Ergebnis sozialer Prozesse zu begreifen. Sofern es hierbei auch und gerade prominent um soziale Netzwerke und Ethnisierungs- wie Migrationsprozesse ging, können auch die *Netzwerk-* und die *Migrationsforschung* als traditionell qualitative Forschungsfelder betrachtet werden.

Die *Biografieforschung* im Sinne der Interpretation von Lebensgeschichten und anderen persönlichen Dokumenten kann ebenfalls in diesem und somit im Kontext der Erforschung sozialer Ungleichheit verortet werden (Thomas und Znaniecki 1958a; Dollard 1938), auch wenn das spezifische Potenzial von Biografien für die Sozialforschung und insbesondere die Untersuchung sozialer Ungleichheit hier nicht ausführlich herausgearbeitet worden ist. Die (vergegenwärtigte und artikulierte) Biografie ist das einzig verfügbare Medium, mit dem der Einzelne Rollen und Phasen synthetisiert und sich und andere versteht. Deshalb verbindet er sich hierüber auch mit der Gesellschaft, Lebenslauf und Biografie sind soziale Institutionen, die Motive und Handeln strukturell wie individuell „sinnvoll“ in der Arbeitsgesellschaft integrieren. Biografie kann daher nicht unabhängig von sozialpolitisch-kulturellen Bedeutungen über „Leben“ und seiner individuellen Gestaltbarkeit gedacht und vollzogen werden (Kohli 1981a, 1985; Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997). An einer biografischen Thematisierung können daher auch Prozesse der eigenen gesellschaftlichen Verortung, von Integration und Desintegration und des Erlangens und Abgebens von Handlungsfähigkeit studiert werden, womit einmal mehr unterstellt wird, dass Akteur\_innen Widerfahrnisse und Handlungsorientierungen reflexiv und sinnvoll bearbeiten (Schütze 1976, 1981). Entsprechend fruchtbar ist der biografische Zugang für die Untersuchung von Arbeitslosigkeit, Prekarität, Armut und sozialer Ausgrenzung (z. B. Heinemeier und Robert 1984; Vonderach und Siebers 1991; Kronauer et al. 1993; Schiek 2012).



Auch in der *Geschlechterforschung* wurde das interpretative Paradigma zum Ausgangspunkt genommen, um Prozesse der Geschlechterdifferenzierung und gleichsam -hierarchisierung aufzuzeigen. Besonders hier kam das ethnomethodologische Argument zum Tragen, dass in Verhalten und Interessen unterschiedene Geschlechter nicht als Ursache sozialer Prozesse und hernach Ausgangspunkt soziologischer Erklärungen verwendet werden können, sondern als Ergebnis von Konstruktionsleistungen begriffen werden müssen, die es nachzuzeichnen gilt. Die Marginalisierung von Frauen in Berufen und auf dem Arbeitsmarkt werde von den alltagsweltlichen Akteur\_innen „getan“ und zwar permanent und mit Haut und Haaren, während die (auch) in der Ungleichheitsforschung praktizierten Betonungen von angeblich schon vorher vorhandenen Verschiedenheiten die ungleiche Verfügung über Macht, Einkommen, Prestige und Aufstiegschancen verstecke oder sogar plausibilisiere: „Das Publikum tendiert dazu, das fertige Ergebnis von Prozessen der Arbeitsteilung in den Mittelpunkt zu stellen und es mit dem in Verbindung zu bringen, was man sowieso schon über die Geschlechter weiß, nämlich mindestens, dass sie verschieden sind“ (Wetterer 1999, S. 232). Auch Goffman (2001) kritisierte die vorherrschende soziologische Sicht auf die Ungleichheit der Geschlechter und bereits Thomas und Znaniecki sollen sich für die *soziale* Geschlechterdifferenzierung interessiert haben (Löw 2001, S. 113).

Mit der ethnomethodologischen Rekonstruktion der Prozesse, durch die Arbeit zu „Männer“- oder „Frauenarbeit“ wird, greift dieser Strang gleichzeitig in einen anderen Bereich, der der interpretativen Ungleichheitsforschung seit jeher ein Zuhause stellt, nämlich die *Arbeits- und Organisationssoziologie*, innerhalb derer bspw. Hughes (1971, 1994), einer der bedeutendsten Vertreter der Chicagoer Schule, Mechanismen der Ungleichheit umfassend qualitativ untersuchte. Ebenso könnten auch die *Studies of Work* (vgl. die Beiträge in Garfinkel 1968) das *Doing* von Ungleichheit *bei der Arbeit* offenlegen und zeigen, wie es gerade nicht nur strukturelle sondern auch situative Momente des Settings sind, die aus Tätigkeiten besonders anerkannte oder als unqualifiziert geltende Arbeit machen und sie in den oberen oder unteren Rängen der Arbeitsgesellschaft ansiedeln. In Deutschland wird dieses Potenzial jedoch bisher kaum genutzt.

Gerade qualitative Verfahren sind also dazu geeignet, Prozesse und Dimensionen sozialer Ungleichheit freizulegen. Gleichzeitig werden gerade ihnen aber auch Grenzen beim methodischen Zugang zu Prozessen sozialer Ungleichheit zugeschrieben. Dies betrifft vor allem den Einsatz besonders offener Verfahren in unterprivilegierten Milieus.

### 3 Qualitative Verfahren in unterprivilegierten Milieus: Grenzen und Herausforderungen

The sociologist was usually a class stranger to the people he studied (Hughes 1971, S. 502).

#### 3.1 Qualitative Feldforschung als klassenfreier Raum?

Obwohl qualitative Forschung von ihrem Beginn an auch in unterprivilegierten Milieus stattgefunden hat und mit der Frage nach Prozessen sozialer Ungleichheit auf das Engste verknüpft werden kann, ist die methodologische Reflektion der eigenen Bewegung innerhalb sozialer und in unteren Schichten, wie wir sie etwa aus frühen ethnografischen Studien über die (gescheiterten) Feldzugangsversuche kennen, heute kaum erschöpfend. Über die Auseinandersetzung mit Aushandlungen von wissenschaftlichen Rollen im Feld und forschungsethischen Fragen gelangt die Diskussion nur selten hinaus. Obwohl es gerade eines der Hauptargumente interpretativer Verfahren ist, dass (Sozial-) Forscher\_innen nicht vom *Doing* sozialer Wirklichkeit freizusprechen und aus der Herstellung sozialer Ordnung auszuklammern sind, scheinen sich die Feldaufenthalte und Interviews im Allgemeinen zwar keineswegs geschlechts-, professions- oder autoritätsneutral, von sozialen Schichtungen aber weitgehend unberührt zu vollziehen. Im Wesentlichen lassen sich hierfür drei Gründe vermuten:

Zum einen fehlen die entsprechenden Erfahrungen. Qualitative Studien in unterprivilegierten Milieus sind, obwohl sie dort zuhause sind, in Deutschland selten, vor allem wenn sie sich direkt – ohne Fokus auf die Gemeinde- oder Stadtsoziologie – auf Gruppen am unteren Rand beziehen (Neckel 1997; Löw 2001). Die Einblicke in Wirklichkeitskonstruktionen benachteiligter Milieus sind nicht mit dem soziologischen Diskurs um die zunehmende Ausgrenzung und die Entstehung einer neuen Unterschicht gewachsen. Vielmehr wurde die Debatte um die „neue soziale Frage“ (Castel) in Deutschland umso schärfer kritisiert, je abgehängter benachteiligte Gruppen beschrieben wurden und mit einem Kameranischwenk auf das Schöne: die kreativen Berufe und die Chancen auf anderes Arbeiten und Leben beantwortet. Die Perspektive auf Männer wie Frauen, die von der digitalen Bohème, der einheimischen Mittelschicht und den Kreativen weit entfernt sind, wird nicht nur ausgeblendet sondern im Diskurs um den Wandel der Arbeitsgesellschaft auch oft als rückwärtsgewandt oder sogar stigmatisierend gescholten (vgl. zur Debatte Schiek 2012). Qualitative Forschung im sozial ausgegrenzten Feld kann innerhalb der Soziologie als *dirty work* bezeichnet werden – Arbeit, die kaum jemand machen möchte.

Dies lässt sich auch darauf zurückführen, dass zum zweiten Angehörige unterprivilegierter Milieus als *hard to reach*-Befragte gelten (z. B. Gerull 2010). Sozial ausgegrenzte Personen erscheinen für viele Sozialforscher\_innen nicht unmittelbar erreichbar, der Weg ins Feld ist weiter als der in die Mittelschicht. Nun sind zwar gerade qualitative Forscher\_innen mit der Anforderung von Mühen und Fingerspitzengefühl, die aufgewendet werden müssen, um als Sozialforscher\_innen an der Alltagswelt von Menschen teilnehmen zu dürfen, bestens vertraut. Empirisch soll es auch keine Anhaltspunkte für eine befragungsbezogene Unzugänglichkeit bestimmter Milieus geben (z. B. Schnell 2012). Vielmehr wird die qualitative Feldzugangs- und Rekrutierungspolitik insofern bestätigt, als die Teilnahmemotivation auch bei standardisierten Umfragen von den Interviewer\_innen abhängt und in einem erheblichen Maße situativ gesteuert werde (Schnell 2012, S. 159; vgl. auch Stoop 2004). Dass in der qualitativen Forschung die Person der Forscherin mit ihren „kommunikativen Fähigkeiten zum zentralen ‚Instrument‘ der Erhebung und Erkenntnis“ wird (Flick 1999, S. 143), ist also keine Verzerrungsquelle sondern ein Schlüssel. Und doch scheinen ausgerechnet qualitative Forscher\_innen bei benachteiligten Gruppen an ihre Grenzen zu stoßen und sich mit ihren etablierten Verfahren nicht dazu in der Lage zu sehen, an benachteiligte Milieus heranzukommen. Dies betrifft vor allem Kommunikationsweisen und Artikulationskompetenzen: Vor allem Verfahren zur Erhebung verbaler Daten wird ein Klassen-Bias attestiert, der ihren Einsatz in unteren sozialen Schichten einschränkt, wenn nicht sogar verbietet (bspw. Spöhring 1995; Flick 1999; Gerull 2010).

Die schwere Erreichbarkeit und hernach seltene empirische Untersuchung und methodologische Reflektion von Wirklichkeits(re)konstruktionen in unterprivilegierten Milieus könnte also drittens an den qualitativen empirischen Techniken selbst liegen. Diese Annahme soll im Folgenden näher beleuchtet werden. Da sie die eingangs skizzierte Sichtweise einer genuinen und fruchtbaren Verbindung zwischen der interpretativen Sozialforschung und der Untersuchung von Armut und sozialer Ausgrenzung ja direkt wieder zu kassieren scheint, ist eine Auseinandersetzung mit ihr in diesem Zusammenhang elementar.

### **3.2 Das Prinzip der Offenheit als Mittelschichts-Privileg und Überforderung benachteiligter Gruppen?**

Bereits in der standardisierten Befragungsforschung findet sich häufig der Hinweis, dass Angehörige unterer Schichten bei offenen Erhebungsinstrumenten benachteiligt seien und nicht über die hierfür erforderlichen Kompetenzen verfügen würden. So könnten offene Fragen in standardisierten Interviews „Befragte

mit geringer Schulbildung und von niedriger sozialer Schicht überfordern“ (Scheuch 1973, S. 84 f.), da sie längere, im Stegreif selbst zu strukturierende Sachverhaltsdarstellungen nicht gewohnt seien und bei ihnen das Gefühl entstehen könnte, bei der Befragung nicht „richtig“ mitmachen zu können (Richardson et al. 1965, S. 149). Man würde also damit nicht nur unbrauchbare Antworten sondern auch eine Beschämung der Befragten riskieren. Ähnlich argumentiert Fein (1971), indem sie die Anspruchshaltung, die mit offenen Fragen verbunden sei, als unbewussten Klassenbias in der Surveypraxis, d. h. als Abwertung von Befragten aus der unteren Klasse bezeichnet. Auch Esser (1973, S. 67) macht darauf aufmerksam, dass Offenheit und eigenständige Strukturierung als Status-Indikator gesehen und eher von Personen im intellektuellen Milieu bedient, wenn nicht sogar eingefordert werde. Mit offenen Fragen waren und sind im Rahmen standardisierter Forschung auch noch eine Menge anderer Probleme verbunden. Doch auch wegen der angeblich mit Fähigkeiten und Kompetenzen zusammenhängenden unterschiedlichen Motivationen und dem häufig festgestellten Unverständnis bei der Beantwortung offener Fragen durch Proband\_innen werden sie in wissenschaftlichen Survey-Interviews gemieden, zumindest ist ihr Anteil seit den 1960er Jahren sehr stark gesunken (Schnell 2012, S. 84 ff.).

Auch in der qualitativen Forschung sind derartige Annahmen vom Beginn ihrer Etablierung an bis heute weit verbreitet. „Selbständige Strukturierung“, so stellt etwa Kohli (1978, S. 12) in frühen explorativen Studien fest, sei „gerade für Arbeiter keineswegs immer angenehm“, auch wenn Kohli auf „milieu-interne“ Heterogenität und darauf verweist, dass Klassen- und Schichtunterschiede beim Antwortverhalten in qualitativen Verfahren nicht „stören“ sondern als Datum interpretierbar werden (Kohli 1978, S. 9 ff.). Da narrative Erhebungen mit zu den offensten Verfahren gehören, weil sie den Gesprächspartner\_innen die größtmögliche Autonomie bei ihren Äußerungen und der thematischen Strukturierung vorsehen, gelten vor allem sie in Hinblick auf ihren Einsatz in benachteiligten Milieus als problematisch. So macht zum Beispiel auch Spöhring (1995, S. 175) auf die besondere sprachliche und soziale Kompetenz aufmerksam, die Befragten zum Erzählen ihrer Geschichte nicht pauschal unterstellt werden dürfe. Flick (1999, S. 124) hält es sogar forschungsethisch für ratsam, bei Untersuchungsgruppen eventuell fehlende Strukturierungskompetenzen zu prüfen und nicht durch Inangasetzen von Erzählströmen den Umstand auszunutzen, dass sie eventuell nicht kontrollieren könnten, was sie erzählen und was sie (besser) verschweigen. Auch Hildenbrand (1999, S. 28) erwähnt methodische Milieu-Abhängigkeiten. So beschreibt er die Ausprägung von – in seinem Fall – Familienerzählungen als Ausdruck sozialen Eingebundenseins; sie nähme mit zunehmender gesellschaftlicher Desintegration der Gesprächsteilnehmer\_innen ab und dies lasse sich auf das

Fehlen eines Selbstbildes innerhalb der Familie und entsprechende familiäre Interaktionen zurückführen. Hildenbrand verweist dabei nicht nur auf eigene (allerdings nicht systematisch geprüfte) Forschungserfahrungen sondern interpretiert auch Rekonstruktionen biografisch-narrativer Milieu-Unterschiede von Bohnsack (1995, S. 134) in diese Richtung. In einer Studie zu Wohnungslosen werden bei selbigen Verständnisschwierigkeiten von Forschungsintentionen festgestellt und das Ausweichen auf standardisierte Methoden auf der einen und beobachtende Verfahren auf der anderen Seite empfohlen (Gerull 2010, S. 545). Solche expliziten Beschreibungen wie die zuletzt zitierte sind heute allerdings eine Ausnahme. Die Befürchtung, Befragte bräuchten mehr Vorgaben und präzisere Fragen, je weniger privilegiert sie seien, ist eher im Alltag von Forschung und Lehre sowohl von Studierenden als auch von Lehrenden und von quantitativen ebenso wie von qualitativen Sozialforscher\_innen zu vernehmen.

Mit Blick auf die Entwicklung narrativer Verfahren überraschen aber die bis hier dargestellten Warnhinweise für ihre Verwendung in benachteiligten Gruppen. Zwar haben Schatzman und Strauss (1955) in narrativen Interviews Klassenunterschiede feststellen können. Sie relativieren allerdings ihre Ergebnisse in allen Milieus mit Blick auf den Interviewkontext als Bühne für *doing classes* und behaupten somit kein stabiles, in Personen oder Gruppen begründetes Erzählverhalten. Labov und Waletzky (1967) arbeiten dann in ihrer viel zitierten und für das Verfahren der narrativen Erhebung grundlegenden Studie Funktionen und Strukturen des Erlebnis-Erzählens im Klassen- und im Vergleich zwischen Interview- und natürlicher Erzählung heraus, wobei sich hoch qualifizierte Personen gar nicht erst im Sample befinden. Die Narrationsanalysen persönlicher Erzählungen, auf die sich die Entwicklung narrativer Verfahren bezieht, sind also keineswegs ein intellektuelles Konstrukt sondern direkt in unteren Klassen durchgeführt worden. Sie basieren auch nicht auf einer Vorstellung eines linguistisch und künstlerisch vollkommenen sondern im alltagsweltlichen Gebrauch „normalen“ erzählerischen Handelns (Labov und Waletzky 1967). Gemäß dem interpretativen Paradigma wird hiermit implizit auf die Differenz zwischen Sprachverwendungsregeln und ihrem situativen Gebrauch aufmerksam gemacht (vgl. hierzu Hymes 1973; Labov 1964, S. 164) und die Erzählung eigenerlebter Ereignisse als empirisches Muster behauptet, anhand dessen Menschen ihre Erlebnisse und sich (gegenseitig) verstehen (Schapp 1976; Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997). Dabei wird das kontextunabhängige Funktionieren formaler Regeln hier nicht vorausgesetzt, dem/der Akteur\_in müssen Deliberationsleistungen abverlangt und zugetraut werden. Schütze (1976, S. 31) geht deshalb davon aus, dass es zwar unterschiedliche Kapazitätsniveaus und Performanzstile gibt, sich aber die narrativen Grundmuster schichtunabhängig zeigen. Entsprechend hatten auch bereits

Thomas und Znaniecki (1958b, S. 1912) auf die frappierende Differenz zwischen den formalen Sprach- und den inhaltlichen Erzählkompetenzen ihrer Erzähler hingewiesen. Da Labov und Waletzky (1967, S. 42) eine große verbale und narrative Kompetenz bei kaum alphabetisierten Kindern in Harlem beobachteten, betonen sie, dass Sprache sich kontextabhängig individuell zu Eigen gemacht werden könne, wenn nicht sogar müsse. Auch die allgemeinen Erzählstrukturen könnten je nach Milieuzugehörigkeit sinnvoll variiert werden, sodass unterschiedliche formale Ordnungen, aber prinzipiell ähnliche Implikationen erzählerischer Elemente beobachtet werden könnten (Labov und Waletzky 1967, S. 32). Ähnlich argumentiert Bahrtdt (1975, S. 23), der unterschiedliche situative Übersetzungen sprachlicher Funktionen in Betracht zieht, sodass in „Hoch- und Volkssprache Ähnliches ausgedrückt wird, jedoch auf andere Weise“. Beispielsweise könnten nonverbale parasprachliche Gesten symbolisch ersetzen.

### 3.3 Das Unbehagen an der „Volkskunde“

In den ursprünglichen methodologischen Arbeiten zu offenen Verfahren zeigt sich also, dass ihr Gelingen keineswegs ideell und unzulässig auf untere Schichten projiziert wurde. Bei genauerem Hinsehen scheint es sich umgekehrt sogar so zu verhalten, dass die Kompetenz und das Wohlsein im Umgang mit Erzählungen und entsprechend offenen Situationen mit zunehmendem Bildungsgrad nicht etwa steigen sondern abnehmen. Bahrtdt etwa (1975, S. 9) weist darauf hin, dass diese „Artikulationsform in unteren Schichten sehr viel größere Bedeutung zukommt als etwa unter heutigen Intellektuellen“. Bahrtdt spielt hier auf eigene Erfahrungen in seinen Studien an, in denen Arbeiter die Fragen der Forscher\_innen mit Geschichten beantworteten und es diese Geschichten waren, die wesentliche Erkenntnisse für die Untersuchung lieferten (Popitz et al. 1957). Dass sie als Methode und Forschungsdatentyp auf Unbehagen von Sozialforscher\_innen treffen, führt er auf das wissenschaftliche Rationalitätsgebot zurück, das Erzählungen nicht erfüllen würden. Zudem seien unterschiedliche Verwendungsweisen von Sprache in der Alltagswelt (unterer Schichten) und der Wissenschaft festzustellen und für die Methoden-Barriere verantwortlich: Narrative Selbstvergewisserung auf der einen und konzise Sachorientierung auf der anderen Seite (Bahrtdt 1975, S. 16). Bahrtdt leitet zudem aus dem Erkenntnismodell von Wissenschaftler\_innen ihr Misstrauen und ihre Ungeduld gegenüber dem weiten Ausholen in Befragungen ab, weil es „das, worauf es ihrer Meinung nach ankommt, in einen Strom uninteressanter Ereignisse einbettet“ und keine Erhebungsform darstelle, mit der den Äußerungen „sofort analytische oder symbolische Funktion zugeschrieben“ werden könne.

Auch machten solche Daten das Lesen zur interpretativen Arbeit und die Rekonstruktion notwendig, die aber wiederum als aufwendige und geheime Prozeduren gelten würden (Bahrtdt 1975, S. 16 f.). Ähnlich kritisiert Lehmann (1977, S. 163) die subkulturellen Unterschiede beim Umgang mit „volksnahen“ Verfahren bzw. Daten und führt auf die „am wissenschaftlichen Paradigma geschulte, an frühzeitiger Abstraktion von den Einzelheiten ausgerichtete berufliche und private Form der Weltbetrachtung“ von Sozialwissenschaftler\_innen zurück, dass sie die Artikulationen unterer Schichten nicht nachvollziehen könnten.

Kohli (1981b, S. 428) argumentiert ähnlich: Weit gespannte, anspruchsvolle Felder der Selbstthematisierung der Person seien für moderne Wissenschaften problematisch. Kohli zeigt, wie dementsprechend „schlecht“ Wissenschaftler\_innen erzählen: Obwohl im Lehrbuchstil „korrekt“ erzählt wird, wird das alltagsweltliche Ich beschwiegen, persönliche Erfahrungen nicht erzählt, was interessanterweise besonders für uns Sozial- und Geisteswissenschaftler\_innen gilt. Disziplinen, die sich einer Differenz zwischen Alltag und Wissenschaft stärker bewusst sind (bspw. Jurist\_innen oder Naturwissenschaftler\_innen), neigen wohl weniger zur Verwissenschaftlichung persönlicher Sachverhaltsdarstellungen als Philosoph\_innen und Sozialwissenschaftler\_innen (Kohli 1981b, S. 428; Klaus 1981). Sie zeigen sich in Bezug auf die Darstellung persönlicher Erfahrungen besser „erreichbarer“, Soziolog\_innen dagegen stellen diesbezüglich besonders schwer zu knackende Fälle dar. Anekdotenhaft zeugt davon auch ein persönlicher Forschungsprojektbericht von Bahrtdt, in dem er vom Neid seiner in einer Hochschullehrer-Befragung involvierten Kollegen berichtet: „Ihr habt’s gut. Ihr könnt Arbeiter interviewen. Wir haben es mit unseren Professoren viel schwerer“ (Bahrtdt 1985, S. 155).

Privilegierte, hierbei vor allem (Sozial-) Wissenschaftler\_innen, können also selbst gar nicht „gut“ erzählen. Insbesondere Bahrtdt und Lehmann unterstellen ferner noch zwei Gründe für das Unbehagen beim Einsatz offener Erhebungen in unterprivilegierten Milieus: Erstens eine geringe Toleranz gegenüber interpretativen Verfahren als solche und im Speziellen gegenüber den Datentyp der Narration, der aufwendig auszuwerten sei. Zweitens wird davon ausgegangen, dass das narrative Verfahren des Selbst- und Fremdverstehens mehr ein „volkskundliches“ als ein intellektuell-rationales Image besitzt.

Nicht die Befragten sondern die Sozialforscher\_innen seien demnach mit der Methode überfordert. Mit Blick auf den Zeitpunkt der Veröffentlichungen ist davon auszugehen, dass es sich bei diesen Erklärungsversuchen für die Hemmungen gegenüber dem Einsatz offener Verfahren in unteren Schichten um Etablierungsargumente, auch gegenüber Vertreter\_innen der standardisierten Methoden handelt. Das Unwohlsein bei der Praxis nicht vorab strukturierender, den Befragten nicht

„zur Hilfe kommender“ Techniken findet sich durchaus explizit, aber selten veröffentlicht, heute immer noch im wissenschaftlichen Alltag von Forschung und Lehre wieder – und zwar auch unter sich als interpretative Sozialforscher\_innen verstehenden Wissenschaftler\_innen. So macht auch Rosenthal (1995, S. 131 f.) darauf aufmerksam, dass die Anstrengung offener Erhebungstechniken erfahrungsgemäß keineswegs für die Befragten sondern mehr für die Interviewer\_innen bestehe, deren „Ängste, Unsicherheiten, Projektionen und Scheu, heikle aber angebotene Themen anzusprechen“, zu bearbeiten seien (Rosenthal und Loch 2002, S. 231). Darauf, dass es oftmals Verhaltensunsicherheiten auf der Forscher\_innen-seite sind, die zu einer überstrukturierten und wenig offenen Befragung führen, hat schon Hopf (1978, S. 101) in ihrer Beschreibung der „Leitfadenbürokratie“ hingewiesen. Demnach könnte bei der Vorsicht gegenüber benachteiligten Gruppen in offenen Erhebungen von einem „Schonverhalten“ gesprochen werden, mit dem Forscher\_innen aber nicht die Befragten, sondern sich selbst schützen (Hopf 1978, S. 101; vgl. auch Hermanns 2000, S. 356 ff.), auch wenn dies in den Reflektionen über die Gesprächssituationen bisher selten auf Klassenunterschiede bezogen wird. Doch führt etwa Lindner (1981, S. 58) einen Großteil der „Angst des Forschers vor dem Feld“ dezidiert auf die „Klassenfremdheit“ zurück, von der die Feldforschung, und zwar nicht nur die Interview- sondern auch und gerade die ethnografische Forschung von Beginn an geprägt war, und betont deshalb, „dass es mit der Betrachtung der rein interpersonalen Ebene im Interaktionsprozeß sozialwissenschaftlicher Feldforschung nicht getan ist“.

Sehr deutlich, wenn auch in relativer Unkenntnis der interpretativen Sozialforschung, hat Bourdieu (1997, S. 790 f.) den Vorwurf der Blindheit oder zumindest „positivistisch verträumten“ Unschuldsmine gegenüber den auch in Forschungsinteraktionen wirksam werdenden Klassenstrukturen formuliert. Nun wirkt Bourdieus Lösung, diese Klassendistanz durch persönliche Bekanntschaft und zudem Positionsgleichheit der Gesprächspartner\_innen (Schauspieler interviewen Schauspieler, Arbeitslose befragen Arbeitslose usw.) zu überwinden, da dies „gesellschaftliche Nähe und Vertrautheit“ und somit einvernehmliche Unterhaltungen ermögliche (Bourdieu 1997, S. 783 f.) zwar vertraut: Viele Forscher\_innen verfahren in der Praxis so, dass sie den Weg ins Feld über persönliche Bekanntschaft und den Einsatz scheinbar feldähnlicher Merkmale oder Personen abzukürzen versuchen. Der Vorschlag Bourdieus hakt jedoch mit dem Umstand, dass der Einsatz von Personen für die Erhebung, die nicht zum Forschungsteam gehören und keine Wissenschaftler\_innen sind, in der qualitativen Forschung nicht sachdienlich, der Anteil (ehemaliger) Unterschichtsangehöriger unter Wissenschaftler\_innen aber bekanntlich verschwindend gering ist. Deren Wunsch, als solche deutlich erkennbar zu werden, hält sich aus uns Ungleichheitsforscher\_innen



wohl bekannten Gründen vermutlich auch eher in Grenzen. Bourdieu selbst schlägt – vermutlich aus diesem „technischen“ Grund des fehlenden positionsgleichen Interviewer\_innenpersonals – Wissenschaftler\_innen vor, die Distanz durch spezifische Techniken der „gewaltfreien“ und „verstehenden“ Kommunikation zu überbrücken (Bourdieu 1997, S. 783 f).

Ähnlich wird beim Prinzip des *doing similarity* argumentiert, das Feldforscher\_innen gegenüber insbesondere gesellschaftlich unterprivilegierten und ungeschützten Gruppen einsetzen sollen und zu dem es (vor allem in der feministischen Forschung) eine breite Diskussion gibt (z. B. Stacey 1988; Ramazanoglu und Holland 2002; Berg et al. 2003). Diese Strategie setzt allerdings die Annahme voraus, dass das *doing similarity* (oder des *doing inequality*) während des Interviews allein in der Verantwortung der Interviewer\_innen läge, die das Rollenspiel ebenso vorgeben wie Inhalt und Intensität der Themen. Dabei kann – zumal mit Blick auf das interpretative Paradigma – davon ausgegangen werden, dass die Befragten nicht einfach auf Rollen und Situationen reagieren, sondern diese ihrerseits gestalten. In der Einübung des möglichst milieuähnlichen Rollenspiels durch die Forscher\_innen komme aber laut Lindner (ebd., S. 54) nicht nur das behavioristische Bild der Gesellschafts- und Gruppenmitglieder als *cultural idiots* zum Tragen. Auch fördere dieses auf Symmetrie bedachte Verhalten in einer asymmetrisch angelegten und von den Befragten auch vermutlich bewusst tolerierten Situation die – berechnete – Nervosität der Forscher\_innen, als Fremde und an einer Untersuchung des Gegenübers Interessierte aufzufliegen; spätestens in der Veröffentlichung von Ergebnisberichten sei „das Eingreifen des Analytischen gleichermaßen schwierig wie notwendig“, wie Bourdieu bemerkt (1997, S. 14). In einer empirischen Vergleichsstudie zur Praxis von Interviewer\_innen, die persönlichen Hintergründe mit den Befragten zu teilen und Gemeinsamkeiten zu konstruieren, kann gezeigt werden, dass die bemühte Angleichung sogar deutlich mehr Differenzierung hervorbringt als in Fällen, in denen dies nicht versucht wurde (Abell et al. 2006).

Aber auch noch aus einem anderen Grund als den des „Auffliegens“ vermutet Lindner, dass es sich bei der Angst vor dem Feldaufenthalt in unterprivilegierten Milieus im Wesentlichen um eine Angst des Forschers um sich selbst handelt. Nicht nur werde seine etablierte Position noch am stärksten durch sozial ausgegrenzte Menschen infrage gestellt. Auch sei ein *going native* in gesellschaftlich exkludierten Feldern deshalb heikel, weil die Vorstellung des direkten Abfärbens und Verschlucktwerdens bestünde. Ähnlich wie beim Rassismus im 19. Jahrhundert ist Lindner der Auffassung, dass auch gegenüber Angehörigen unterer Klassen bei soziologischen Feldforscher\_innen eine diffuse Angst vor Ansteckung existiert, auch wenn die Befragten nicht mehr als „Asoziale“ bezeichnet würden

(Lindner 1981, S. 60): Das Verstehen ihrer Lebenswelt rückt selbige näher an uns heran; am Ende sind wir Mitglieder der gleichen Gesellschaft und der Unterschichtsangehörige ist leibhaftig einer von uns. Entsprechend weiß auch Schroer (2008) zu zeigen, wie sehr die Erforschung sozialer Ausgrenzung von Soziolog\_innen als Gefahr für sich selbst wahrgenommen wird, nach dem gelungenen Einstieg in die Erkundung dieses sozialen Bereiches womöglich nicht mehr herauszukommen. Etwas versöhnlicher ist die Perspektive, die beispielsweise Glassner und Hertz (2003, S. 3) auf die persönlichen Ängste von Sozialforscher\_innen in für sie prekären Feldern einnehmen, indem sie sie selbst (und nicht nur die Befragten) als tatsächlich intellektuell, emotional und körperlich verwundbar betrachten.

Es lassen sich also viele Hinweise dafür finden, dass nicht die Befragten, sondern die Sozialforscher\_innen selbst es sind, die sich unwohl und auch etwas „überfragt“ beim Einsatz offener Verfahren in unterprivilegierten Milieus fühlen. Dafür lassen sich aber durchaus Lösungswege beschreiten – ich komme damit zum Fazit.

---

## 4 Fazit

In diesem Beitrag wurde die spezifische Verbindung beleuchtet, die zwischen der interpretativen Sozialforschung und der Untersuchung sozialer Benachteiligung besteht. Obwohl qualitative Verfahren bei der Untersuchung von Unterprivilegierung ihren unmittelbaren Ausgangspunkt nahmen und dort auch heute noch, verteilt in unterschiedlichen „speziellen Soziologien“, fest verankert sind, besteht gegenüber ihren Einsatzmöglichkeiten in benachteiligten Schichten eine große Skepsis. Nicht nur seien die Personen hier mit der Offenheit des Gesprächsverlaufes und der Fragetechnik überfordert – die eigenständige Entwicklung von Relevanzstrukturen und die freie Rede sei ein bildungsbürgerliches Privileg, das nicht auf untere Schichten projiziert und schon aus ethischen Gründen gegenüber Personen, die ihren Redefluss nicht kontrollieren könnten, eingesetzt werden dürfe. Auch seien offene Forschungsinteraktionen umfassende Gelegenheiten für das *doing inequality*, in denen man Hierarchien *tue*.

Empirisch lassen sich allerdings kaum Hinweise dazu finden, dass sozial benachteiligte Personen den Gesprächsverlauf nicht souverän steuern und mit der situativen Gestaltung sozialer Rollen nicht umgehen könnten. Auch sind sie nicht etwa unbeholfene sondern im Vergleich zu beispielsweise eindeutig bildungsnahen Wissenschaftler\_innen sogar sehr redelustige und autonome Erzähler\_innen. Deshalb ist eher zu vermuten, dass es weniger die qualitativen Verfahren selbst

als vielmehr eigene Vorurteile, Verhaltens- und Status-Unsicherheiten sind, die bei interpretativen Sozialforscher\_innen ein Unbehagen gegenüber Feldaufenthalten und offenen Befragungen in unterprivilegierten Milieus produzieren.

Nun scheinen die derzeit – auch eher im Ausland – diskutierten Lösungsstrategien eines *doing similarity* seitens der Interviewer\_innen nicht nur irrtümlicherweise von einer einseitigen Lenkung der Interviewsituation seitens der Sozialforscher\_innen auszugehen. Auch halten sie den empirischen Überprüfungen hinsichtlich einer „Verbesserung“ des Feldzugangs nicht stand. Auch das ehrliche Zugeständnis unserer tatsächlichen emotionalen bis hin zur körperlichen Vulnerabilität und somit ein Verständnis für entsprechende Hemmungen gegenüber heiklen Forschungsfeldern bliebe wirkungslos, wenn es nicht, wie Glassner und Hertz (2003) oder Bott (2010) es einfordern, mit einer diesbezüglichen methodologischen Reflexivität verbunden wird, die in der ethnografischen stärker als in der auf Interviews und Gruppendiskussionen basierenden Feldforschung und dabei im englischsprachigen Raum deutlich häufiger zu finden ist als in Deutschland.

Vier Wege könnten eingeschlagen werden, um dies zu wenden und qualitative Untersuchungen sozialer Benachteiligung in die empirische Landschaft zu integrieren:

Zum einen könnte man die soeben erwähnten methodologischen und persönlichen Reflexion der Forschungspraxis im deutschsprachigen Raum intensivieren, dabei auch nicht nur den Ethnograf\_innen überlassen sondern auch in der Interviewforschung deutlich häufiger entsprechende Analysen oder auch Supervisionen durchführen. Damit müsste zum zweiten auch eine deutlich stärkere Forschung über qualitative Forschung im deutschsprachigen Raum verbunden werden, die die Wirkungen und Mechanismen sozialer Benachteiligung in Interview- und ethnografischen Forschungssituationen und die Verwendung von Verbalität und Multimodalität in verschiedenen Milieus untersucht.

Hilfreich dafür wiederum wären drittens auch deutlich mehr aktuelle Studien zu den alltagsweltlichen Interaktionen in unterprivilegierten Milieus sowie zwischen Angehörigen der unteren mit Mitgliedern der integrierten Klassen.

Viertens könnte schließlich auch die Herauslösung der ja durchaus existenten qualitativen Armuts- und Ausgrenzungsforschung aus den „Verstecken“ der verschiedenen Bindestrich-Soziologien bei Skeptiker\_innen für Orientierung sorgen und Hemmungen gegenüber Ethnografien und Interviews in sozial benachteiligten Milieus abbauen.

## Literatur

- Abell, J., Locke, A., Condor, S., Gibson, S., & Stevenson, C. (2006). Trying similarity, doing difference: The role of interviewer self-disclosure in interview talk with young people. *Qualitative Research*, 6(2), 221–244.
- Anderson, N. (1923). *The Hobo. The sociology of the homeless man*. Mansfield Centre, Conn: Martino Publ.
- Anderson, E. (1992). *Streetwise. Race, class, and change in an urban community*. Chicago: University of Chicago Press.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.). (1973). *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. I: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*. Reinbek: Rowohlt.
- Bahrdt, H. P. (1975). Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern. In M. Osterland (Hrsg.), *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential* (S. 9–37). Frankfurt a. M: Europäische Verlagsanstalt.
- Bahrdt, H. P. (1985). Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. ein Vortrag zur Entstehung dieser Studie. *Zeitschrift für Soziologie*, 14(2), 152–155.
- Becker, H. S. (1973). *Outsiders. Studies in the sociology of deviance*. New York: Free Press.
- Berg, H. van den, Wetherell, M., & Houtkoop-Steenstra, H. (Hrsg.). (2003). *Analyzing race talk. Multidisciplinary perspectives on the research interview*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Blumer, H. (2004). Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In J. Strübing & B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S. 321–385). Stuttgart: UTB.
- Bohnsack, R. (1995). *Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bott, E. (2010). Favorites and others: Reflexivity and the shaping of subjectivities and data in qualitative research. *Qualitative Research*, 10(2), 159–173.
- Bourdieu, P. (1997). *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Bourdieu, P., & Passeron, J. C. (1971). *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*. Stuttgart: Klett.
- Bude, H. (1988). Auflösung des Sozialen? Die Verflüssigung des soziologischen Gegenstands im Fortgang der soziologischen Theorie. *Soziale Welt*, 39, 4–17.
- Bulmer, M. (1990). *The Chicago school of sociology. Institutionalization, diversity, and the rise of sociological research*. Pittsburgh: Pleasant Hills Community Church.
- Cicourel, A. (1973). Basisregeln und normative Regeln im Prozess des Aushandelns von Status und Rolle. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. I: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie* (S. 147–188). Hamburg: Rowohlt.
- Deegan, M. J., & Burger, J. S. (1978). George Herbert Mead and social reform: His work and writings. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 14, 362–973.
- Diner, S. J. (1980). *A city and its universities. Public Policy in Chicago*. Chapel Hill: UNC.
- Dollard, J. (1937). *Caste and class in a southern town*. New York: Harper & Brothers.

- Dollard, J. (1938). The life history in community studies. *American Sociological Review*, 3(5), 724–737.
- Esser, H. (1973). *Regelmäßigkeiten des Befragtenverhaltens*. Meisenheim: Hein.
- Fein, E. (1971). Inner-city Interviewing: Some perspectives. *Public Opinion Quarterly*, 34, 625–629.
- Fischer-Rosenthal, W., & Rosenthal, G. (1997). Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In R. Hitzler & A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung* (S. 133–164). Wiesbaden: VS Verlag.
- Flick, U. (1999). *Qualitative Sozialforschung*. Hamburg: Rowohlt's enzyklopädie.
- Garfinkel, H. (1967). *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Garfinkel, H. (Hrsg.). (1968). *Ethnomethodological Studies of Work*. New York: Routledge.
- Gerhards, J. (2014). Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben? *SOZIOLOGIE*, 43(3), 313–321.
- Gerull, S. (2010). Wohnungslose und von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen. In K. Bock & I. Miethe (Hrsg.), *Handbuch qualitative Methoden in der sozialen Arbeit* (S. 535–551). Leverkusen: Budrich.
- Glassner, B., & Hertz, R. (2003). Introduction. In B. Glassner & R. Hertz (Hrsg.), *Our studies, our selves. Sociologists' lives and work*. Cary: Oxford University Press.
- Goffman, E. (2001). Das Arrangement der Geschlechter. In E. Goffman (Hrsg.), *Interaktion und Geschlecht* (2. Aufl., S. 105–158). Frankfurt a. M.: Campus.
- Häußermann, H. (2006). Die Krise der „sozialen Stadt“. Warum der sozialräumliche Wandel der Städte eine eigenständige Ursache für Ausgrenzung ist. In H. Bude & A. Willisch (Hrsg.), *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige* (S. 294–313). Hamburg: Hamburger Edition.
- Heinemeier, S., & Robert, G. (1984). „Es bleibt also net aus, daß man so denkt, ... was machst eigentlich, wenn jetzt wirklich nix wird, vielleicht bis nächstes Frühjahr und so weiter?“. In M. Kohli & G. Robert (Hrsg.), *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven* (S. 142–163). Stuttgart: Metzler.
- Helle, H. J. (1977). *Verstehende Soziologie und Theorie der Symbolischen Interaktion*. Stuttgart: Teubner Studienskripten.
- Hermans, H. (2000). Interviews als Tätigkeit. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 360–368). Hamburg: Rowohlt.
- Hildenbrand, B. (1999). *Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hopf, Ch. (1978). Pseudo-Exploration. Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 7(2), 97–115.
- Hughes, E. C. (1971). *The sociological eye. Selected papers*. Chicago: Aldine.
- Hughes, E. C. (1994). *On work, race, and the sociological imagination*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hymes, D. H. (1973). Die Ethnographie des Sprechens. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. II: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens* (S. 338–432). Hamburg: Rowohlt.
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P. F., & Zeisel, H. (1975). *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Joas, H. (1988). Symbolischer Interaktionismus. Von der Philosophie zu einer soziologischen Forschungstradition. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 40(3), 417–446.
- Keller, C. (2005). *Leben im Plattenbau. Zur Dynamik sozialer Ausgrenzung*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Keller, R. (2012). *Das Interpretative Paradigma. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Klausa, E. (1981). Vom Gruppenbewußtsein akademischer Subkulturen: Deutsche Fakultäten um 1900: Ein inhaltsanalytischer Vorstoß in wissenssoziologischer Absicht. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 33(2), 329–344.
- Kohli, M. (1978). „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. *Soziale Welt*, 29(1), 1–25.
- Kohli, M. (1981a). Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematisierung. In J. Matthes (Hrsg.), *Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980* (S. 502–520). Frankfurt a. M.: Campus.
- Kohli, M. (1981b). „Von uns selber schweigen wir.“ Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In W. Leppenes (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie* (S. 428–464). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kohli, M. (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 1–29.
- Kronauer, M., Vogel, B., & Gerlach, F. (1993). *Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Labov, W. (1964). Phonological Correlates of Social Stratification. *American Anthropologist*, 66(6), 164–176.
- Labov, W., & Waletzky, J. (1967). Narrative analysis: Oral versions of personal experience. In J. Helm (Hrsg.), *Essays on the verbal and visual arts* (S. 12–44). Seattle: University of Washington Press.
- Lehmann, A. (1977). Autobiographische Erhebungen in den sozialen Unterschichten. Gedanken zu einer Methode der empirischen Forschung. *Volkskunde*, 73, 161–180.
- Lewis, O. (1968). *La vida. A Puerto Rican family in the culture of poverty-San Juan and New York*. New York: Vintage Books.
- Liebow, E. (1967). *Tally's corner. A study of Negro streetcorner men*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Lindner, R. (1981). Die Angst des Forschers vor dem Feld. *Zeitschrift für Volkskunde*, 77(1), 51–66.
- Lindner, R. (2004). *Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Löw, M. (2001). Gemeindestudien heute: Sozialforschung in der Tradition der Chicagoerschule? *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 2(1), 111–131.
- Lynd, R. S., & Lynd, H. M. (1956). *Middletown. A study in American culture*. New York: Harcourt, Brace, Jovanovich.
- Mangold, W. (1960). *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens*. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Mead, G. H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Neckel, S. (1997). Zwischen Robert E. Park und Pierre Bourdieu: Eine dritte „Chicago School“? Soziologische Perspektiven einer amerikanischen Forschungstradition. *Soziale Welt*, 47, 71–84.
- Park, R. E. (1928). Human migration and the marginal man. *American Journal of Sociology*, 33(6), 881–893.
- Pollock, F. (1955). *Gruppenexperiment: Ein Studienbericht*. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Popitz, H., Bahrdt, H. P., Kesting, H., & Jüres, A. (1957). *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Tübingen: Mohr.
- Ramazanoglu, C., & Holland, J. (2002). *Feminist methodology. Challenges and choices*. London: Sage.
- Richardson, S. A., Dohrenwend, B., & Klein, D. (1965). *Interviewing. Its forms and functions*. New York: Basic.
- Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Rosenthal, G. (2005). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim: Juventa.
- Rosenthal, G., & Loch, U. (2002). Das narrative Interview. In D. Schaeffer & G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (S. 221–232). Bern: Hans Huber.
- Schapp, W. (1976). *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding* (2. Aufl.). Wiesbaden: Heymann.
- Schatzman, L., & Strauss, A. (1955). Social class and modes of communication. *American Journal of Sociology*, 60(4), 329–338.
- Scheuch, E. K. (1973). Das Interview in der Sozialforschung. In R. König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung* (3. Aufl., S. 66–190). (2/I).
- Schiek, D. (2012). Über das gute Leben. Zur Erosion der Normalbiografie am Beispiel von Prekarität. *BIOS Zeitschrift für Biografieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 25(2), 50–68.
- Schnell, R. (2012). *Survey-Interviews. Methoden standardisierter Befragungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schroer, M. (2008). Die im Dunkeln sieht man doch. Inklusion, Exklusion und die Entdeckung der Überflüssigen. In H. Bude & A. Willisch (Hrsg.), *Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“* (S. 178–194). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schütze, F. (1976). Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In G. Dux & Th Luckmann Dux (Hrsg.), *Internationales Jahrbuch zur Wissens- und Religionssoziologie* (S. 7–41). Köln: Westdeutscher Verlag.
- Schütze, F. (1981). Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In J. Matthes, A. Pfeifenberger, & M. Stosberg (Hrsg.), *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive* (S. 67–189). Berlin: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e. V.
- Shalin, D. (1988). Mead, socialism and the progressive agenda. *American Journal of Sociology*, 93(4), 913–951.
- Simmel, G. (1906). Soziologie der Armut. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, 22(1), 1–3.
- Spöhring, W. (1995). *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Teubner.
- Stacey, J. (1988). Can there be a feminist ethnography? *Women's Studies International Forum*, 11(1), 21–27.



- Stoop, I. (2004). Surveying nonrespondents. *Field Methods*, 16(1), 23–54.
- Thomas, W. I., & Znaniecki, F. (1958a). *The polish peasant in Europe and America. A classic work in immigration history*. Illinois: University Press.
- Thomas, W. I. & Znaniecki, F. (1958b). Life-record of an immigrant. In W. I. Thomas & F. Znaniecki (Hrsg.), *The polish peasant in Europe and America* (S. 1831–2226). <http://solomon.soth.alexanderstreet.com/cgi-bin/asp/philo/soth/getdoc.pl?S.10023927-D000024#TON15>. Zugegriffen: 13. März 2016.
- Ullrich, C. G. (2003). *Wohlfahrtsstaat und Wohlfahrtskultur. Zu den Perspektiven kultur- und wissenssoziologischer Sozialpolitikforschung*. Arbeitspapier 67 des Mannheimer Zentrums für europäische Sozialforschung. <http://www.mzes.uni.mannheim.de/publications/wp/wp-67.pdf>. Zugegriffen: 25. Febr 2016.
- Vonderach, G., & Siebers, R. (1991). Biographische Bewältigungsweisen von Arbeitslosigkeit bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf dem Lande. *BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 4(1), 41–58.
- Weber, W. (2004). Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In J. Strübing & B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S. 45–100). Stuttgart: UTB.
- Wenzel, H. (1990). *George Herbert Mead. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Wetterer, A. (1999). Ausschließende Einschließung – marginalisierende Integration: Geschlechterkonstruktion in Professionalisierungsprozessen. In A. Neusel & A. Wetterer (Hrsg.), *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf* (S. 232–253). Frankfurt a. M.: Campus.
- Whyte, W. F. (1943). *Street corner society. The social structure of an Italian slum* (4. Aufl.). Chicago: University of Chicago Press.
- Willis, P. (1979). *Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule*. Frankfurt a. M.: Syndikat Verl.-Ges.
- Wilson Th, P. (1973). Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. I: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie* (S. 54–79). Hamburg: Rowohlt.

---

## Über den Autor

**Daniela Schiek, Dr. phil.,** ist Vertretungsprofessorin für Qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld und dafür als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Duisburg-Essen beurlaubt. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind u. a.: Soziologie der Arbeit(slosigkeit) und sozialen Ungleichheit, des Lebenslaufs und Qualitative Methoden.



„Doing Inequality“

Prozesse sozialer Ungleichheit im Blick qualitativer  
Sozialforschung

Behrmann, L.; Eckert, F.; Gefken, A.; Berger, P.A. (Hrsg.)

2018, X, 322 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-07419-7